

Einmal Aufschwung und zurück

23 Millionen chinesische Wanderarbeiter haben durch die Krise ihren Job verloren. Nun drohen sie, in die Armut zurückzurutschen.

Von Thomas Tauber

Peking. – Frau Wang kann weder lesen noch schreiben, aber von der Finanzkrise versteht sie mindestens so viel wie die gut ausgebildeten Büroangestellten, deren Arbeitsplätze sie mit Wischmopp und Staublappen sauber hält. «Früher habe ich mich in unserem Dorf um den Hof und die Baumwollfelder gekümmert», erzählt die 43-Jährige. Doch weil die Grosshändler für ihre Baumwolle seit Beginn der Krise nur noch halb so viel bezahlen wie zuvor, ist die Bäuerin Anfang des Jahres aus der Provinz Hebei nach Peking gekommen, um als Putzfrau zu arbeiten. Umgerechnet 140 Franken erhält sie im Monat, plus freie Kost und Logis. Für den eigenen Lebensunterhalt gönnt sie sich nicht mehr als 15 Franken. «Wenn ich sparsam bin, kann ich einen Teil der Einkommensverluste ausgleichen, die der Rest meiner Familie erlitten hat», sagt Wang.

Denn ihr Mann, der fünf Jahre lang auf den Baustellen der Hauptstadt arbeitete und in den besten Zeiten Tagessätze von zwölf Franken verdiente, schlägt sich inzwischen als Müllsammler durch und erwirtschaftet gerade noch ein Drittel seines früheren Gehalts. Auch Wangs Tochter hat ihren Job am Fließband einer Elektronikfabrik verloren und verdient seitdem als Kellnerin nur noch die Hälfte ihrer bisherigen 300 Franken. Ihr Bettzeug rollt sie nachts in einer Ecke des Restaurants aus. «Das Leben in der Stadt wird immer teurer, aber das Geldverdienen gleichzeitig schwieriger», meint Wang, die befürchtet, dass die derzeitigen Massenentlassungen die Gehälter in den kommenden Monaten noch weiter drücken werden. «Früher haben wir für ein besseres Leben gearbeitet, aber im Moment geht es nur noch darum, etwas zu essen zu haben.» Nach Jahren schwerer Arbeit droht die Familie bald wieder dort anzukommen, wo sie eigentlich weg wollte: an der Armutsgrenze.

Joblos aus den Ferien zurück

Das Schicksal der Wangs erleben derzeit Millionen Chinesen. Seit dem Frühlingsfest Ende Januar haben 23 Millionen Wanderarbeiter ihre Jobs verloren, so die jüngste Untersuchung des Nationalen Statistikbüros. Da die Behörden die grossen Graubereiche des chinesischen Wirtschaftslebens in ihren Analysen nicht erfassen, dürfte



Schwierige Situation: Viele Wanderarbeiter wie dieser Mann in Peking haben derzeit kaum Aussicht auf einen neuen Job.

Bild Oliver Weiken/Keystone

die tatsächliche Zahl der Neuarbeitslosen noch weitaus höher liegen. Fast die Hälfte der Wanderarbeiter sei nach den Neujahrsferien joblos wieder in die Städte zurückgekehrt, in der Hoffnung, doch noch eine neue Anstellung zu suchen, lautet Pekings offizielle Lageeinschätzung.

Acht Prozent Wachstum gilt als Minimum

Zwar gab Premier Wen Jiabao im März die Devise aus, China werde auch im laufenden Jahr ein Wirtschaftswachstum von acht Prozent erreichen. Doch die Weltbank und andere Experten halten 6,5 Prozent für realistischer. Gemessen an den Konjunkturerwartungen in Europa oder den USA klingt das zwar immer noch nach einem Boom. Doch die Wachstumszahlen von Entwicklungs- und Schwellenländern sind kaum mit denen westlicher Industrienationen zu vergleichen. So gehen die Ökonomen der Peking Akademie für Sozialwissenschaften davon aus, dass China allein aufgrund seines niedrigen Ent-

wicklungsniveaus eine Grundexpansion von mindestens fünf Prozent haben müsste. Die Wachstumsrate von mindestens acht Prozent gilt seit Deng Xiaopings Zeiten als Minimum, um die soziale Stabilität aufrechtzuerhalten.

Doch die Weltwirtschaft spielt da derzeit nicht mit, und China muss schmerzhaft lernen, dass es auf Ge- und Verderb Teil der Globalisierung ist. Im Februar lagen die Exporte, von denen mehr als ein Drittel der chinesischen Wirtschaftsleistung abhängt, mit 64,8 Milliarden Dollar 25,7 Prozent unter dem Vorjahreswert und sanken damit noch schneller als im Januar. Die Importe brachen um 24,1 Prozent auf 60 Milliarden Dollar ein. Handelsminister Chen Deming warnte im März am Rande des Nationalen Volkskongresses, ein baldiges Ende der Talfahrt sei unwahrscheinlich. Auch aus dem Wirtschaftsministerium hiess es, eine Erholung des Exportsektors werde «nicht vor dem dritten oder vierten Quartal dieses Jahres stattfinden».

Allerdings gibt es auch Experten, die zuversichtlich sind, dass der freie Fall der Konjunktur beendet sei. Zentralbank-Berater Fan Gang erklärte Ende März, die Talsohle sei bereits erreicht. Die Wirtschaft sei dort, «dank

des Konjunkturprogramms und angesichts von Zeichen der Wiederbelebung in einigen Branchen angekommen», sagt Fan. Seinen Optimismus stützt der Ökonom auf einen Anstieg der Autoverkäufe um 25 Prozent sowie auf eine wiederbelebte Investitionstätigkeit. Der Nachfragerückgang bei Stahl und Energie habe sich verlangsamt und deute auf eine Erholung des Industriesektors hin.

Überangebot drückt die Löhne

Bei den rund 250 Millionen Wanderarbeitern scheint davon allerdings noch nichts angekommen zu sein. «Früher habe ich im Süden in einer Fabrik gearbeitet und viele Überstunden gemacht», erzählt ein 22-Jähriger, der nun als Wachmann vor einem Peking Büro steht. «So etwas gibt es heute nicht mehr.» Am schlimmsten trifft die Krise ältere Arbeiter, die nicht mehr so belastbar sind wie die jungen. «Wer über 40 ist, kann meist nur noch in sein Dorf zurückkehren», sagt ein Mitarbeiter einer Jobagentur. «Für die finden wir nichts mehr.» Viele Unternehmen nutzen das Über-

angebot an Arbeitskräften, um die Löhne kräftig zu drücken und die Arbeitsbedingungen zu verschlechtern. Dabei bekamen viele Migranten schon vor der Krise weniger als die vorgeschriebenen Mindestlöhne. In der Regel haben sie keinerlei Arbeitsverträge oder soziale Absicherung. Trotzdem lebte von ihrem Einkommen ein Grossteil der 750 Millionen chinesischen Landbewohner, von denen nach Schätzungen der Weltbank zwei Drittel de facto arbeitslos sind. Laut offiziellen Statistiken liegt das durchschnittliche jährliche Pro-Kopf-Einkommen der Landbewohner bei 580 Franken. In den Städten ist es dreimal so hoch.

«Die Karten für unsere Zukunft werden im Moment völlig neu gemischt», meint ein Rikschafahrer im Peking Stadtzentrum, der bisher rund 30 Franken am Tag verdienen konnte, indem er russische und chinesische Geschäftsleute auf dem Bürgersteig an den stauverstopften Autospielen vorbeikutscherte. «Heute gehen sie lieber zu Fuss», sagt er. Selbst die Reichen hätten ihren Standard in den vergangenen Monaten ordentlich abgespeckt, glaubt er beobachtet zu haben. «Viele, die vor kurzem noch BMW fuhren, haben jetzt einen QQ.» Das ist Chinas billigster Kleinwagen.

Studenten sorgen für grossen Multiplikatoreffekt

Swissmem hat auch dieses Jahr 22 Studenten an die Werkzeugmaschinenmesse CIMT in Peking eingeladen. Das tönt nach wenig, der Multiplikatoreffekt aber ist gross.

Von Hans Bärtsch

Peking. – «China braucht Millionen von Ingenieuren – Ingenieure, die Verantwortung übernehmen.» Der das sagt, steht selber bereits im Pensionsalter. Und es ist auch das letzte Mal, dass Kurt Meier, der «Erfinder» des Swissmem Young People Program, die 22 Studenten betreut. Diese kommen aus allen Himmelsrichtungen, konkret sind es die Jahrgangsbester der elf chinesischen Universitäten, wel-

che die Studienrichtung Maschinenbau anbieten. In Peking steht der Besuch der CIMT im Zentrum des Programms – die Möglichkeit, sich mit Fachleuten auszutauschen, aber auch Kontakte zu Schweizer Firmen zu knüpfen, die ihrerseits interessiert sind an tüchtigen Ingenieuren aus dem Land, das grosses Wachstum verspricht.

An einem Treffen mit ehemaligen Absolventen des Swissmem Young People Program wird klar, die Einladung der Schweizer wird geschätzt und als Privileg empfunden. Was zurückfliesst, lässt sich nicht beziffern. Für Meier wie seinen Nachfolger Christoph Blätter aber ist klar, das Ganze hat einen enormen Multiplikatoreffekt. «Die Studenten halten an ihren Ausbildungsstätten Vorträge

über das, was sie erlebt haben», weiss Meier. Und erwägen beispielsweise, ihre Studien in der Schweiz fortzusetzen. Ein Land, das sie im Schweizer Pavillon der CIMT als technologisch herausragend kennen lernen.

Treffen mit Schweizer Botschafter

Ein Höhepunkt des Swissmem Young People Program ist das Treffen mit dem Schweizer Botschafter in China, Blaise Godet. Dieser rühmt den chinesischen «Spirit of Fighting» – jenen Kämpfergeist, den die Schweiz etwas verloren habe. In einer interessanten Fragerunde scheuen weder die Studenten noch Godet auch politisch-gesellschaftlich heikle Themen wie Tibet/Dalai Lama, die Schweizer Neutralität oder die Stellung der Frau im Arbeitsleben der beiden Länder.



Aufmerksame Zuhörer: Studenten aus ganz China lassen sich eine Werkzeugmaschine erklären.

Bild Hans Bärtsch